

Mus Handwerk und Gewerbe

Für Erhaltung und Freiheit des Handwerks.

In den letzten 50 Jahren hat sich Deutschland von einem Agrar- zu einem Industriestaat entwickelt. Gefördert von Erfindungen aller Art wuchs in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit eine mächtige Industrie heran. Ihre rasche Ausdehnung ließ damals befürchten, daß sie sich bald an die Stelle des Handwerks setzen würde. Selbst die Wissenschaft sprach ihm die weiteren Lebensmöglichkeiten ab oder räumte ihm nur eine wenig bedeutende Stellung im künftigen Wirtschaftsleben ein. Es hat sich aber gezeigt, daß trotz aller Umwälzungen, welche die Fortschritte der Technik mit sich brachten, das Handwerk seinen Bestand behauptete und auch heute noch ein unbedingt lebenswichtiges Glied der deutschen Wirtschaft ist. Den besten Beweis hierfür liefern die Erhebungen, die vor kurzem über den Aufbau und die Gliederung der deutschen Volkswirtschaft angestellt wurden. Wenn das Handwerk darnach zur Zeit etwa 1 1/2 Millionen Betriebe mit rund 4 Millionen darin beschäftigten Personen zählt, somit annähernd 1/4 der gesamten erwerbstätigen Bevölkerung umfaßt, so kommt darin allein schon seine Bedeutung genügend zum Ausdruck. Sie wird aber noch größer durch die Feststellung, daß es Güterwerte im Betrag von 8-9 Milliarden Mark jährlich, etwa 1/4 der deutschen Güterproduktion, erzeugt. Auf je 1000 Einwohner des deutschen Reiches entfallen durchschnittlich 20 Handwerksbetriebe. Rechnet man die Familienangehörigen der Betriebsinhaber und der verheirateten Gehilfen hinzu, so dürften, vorsichtig geschätzt, 8-10 Millionen Menschen, wiederum 1/4 der Bevölkerung des deutschen Reiches, vom Handwerk und seiner Arbeit ernährt werden. Dieses nach der Größe der einzelnen Betriebe und der Zahl der jeweils in ihnen beschäftigten Personen allein zu werten, wäre nicht der richtige Maßstab, um ein einwandfreies Urteil darüber zu gewinnen. Das Handwerk im ganzen genommen erst offenbar seine geradezu erstaunliche Bedeutung im wirtschaftlichen Leben unseres Volkes, so daß es mit anderen großen Berufsständen der Landwirtschaft, der Industrie, des Handels, usw. einen Vergleich sehr wohl aushält und sich neben diese als gleich wichtig stellen kann.

Nicht weniger interessant und lehrreich sind die Angaben darüber, auf welche Berufe sich die gewaltige Zahl der 1 1/2 Millionen Handwerksbetriebe verteilt. Nach den Ergebnissen der Enquête umfaßt

das Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe (geringste Verwendung v. Maschinenkraft)	445 000 Betriebe,
das Nahrungsmittelgewerbe	220 000 Betriebe,
das handwerksmäßige Baugewerbe	190 000 Betriebe,
das Metallgewerbe	180 000 Betriebe,
das Holzgewerbe	170 000 Betriebe.

Ein Vergleich mit den anderen Wirtschaftszweigen mag die Bedeutung des Handwerks noch besser beleuchten. Im Rohlenbergbau werden rund 600 000 Personen beschäftigt, die bei bekanntlich starker Verwendung von Maschinenkraft jährlich für etwa 2 1/2 Milliarden Reichsmark Werte schaffen. Das Nahrungsmittelgewerbe allein beschäftigt ebenfalls rund 600 000 Personen und erzielt bei bedeutend geringerer Motorenkraft seiner Betriebe einen jährlichen Umsatz von 6-7 Milliarden. Die volkswirtschaftlichen Werte des Nahrungsmittelgewerbes übertreffen sonach die des gesamten deutschen Rohlenbergbaues bei bedeutend geringerer Motorenkraft. Die Güterwerte der baugewerblichen Handwerksbetriebe betragen mehr als 3 Milliarden.

Das holzverarbeitende (Tischler-)Gewerbe beschäftigt allein soviel Personen wie die gesamte deutsche chemische Industrie.

Durch die umfangreichen Ausbesserungen und Instandsetzungsarbeiten, die fast ausschließlich vom Handwerk geleistet werden, wird die für die deutsche Volkswirtschaft so dringend erforderliche sparsame Stoffwirtschaft ermöglicht.

Die außerordentliche Bedeutung von Handwerk und Gewerbe liegt weiter in der Tatsache, daß es mit der Landwirtschaft zusammen das Fundament der Privatwirtschaft darstellt. In dieser besonderen Stellung des Handwerks und zugleich als Mittelschicht zwischen neuen Wirtschaftsformen, welche sich in den letzten Jahrzehnten entwickelt haben, ist aber auch seine Bedeutung gekennzeichnet als Bindeglied und Ausgleichsfaktor zwischen Kapital und Arbeit.

Wenn auch nicht so deutlich nach außen sichtbar, ist das Handwerk im Rahmen seiner Betriebsform mit der Zeit gegangen und machte sich die Errungenschaften der Technik in steigendem Maße zu eigen. Durch Verwendung von Maschinen, Errichtung von Fachschulen, Abhaltung von Kursen andererseits weiß es sich den Ansprüchen des heutigen Lebens wohl anzupassen, ohne seine besondere Produktionsweise, die immer noch seine Stärke ist, aufzugeben. Besonders kräftig hat sich das Handwerk in den Städten entwickelt, wo sich teilweise Betriebe mit mehr als 100 Gesellen befinden. Dabei ist die Handwerksmäßigkeit dieser Betriebe durch Rechtsprechung und Verwaltung in vielen Fällen anerkannt worden. Die Entwicklung in technischer Beziehung vom Kleinbetrieb zum Gesellenbetrieb unter ausgiebiger Verwendung motorischer Kräfte ist ebenfalls nicht zu verkennen.

Dieser volkswirtschaftlich großen Bedeutung des Handwerks in Staat und Wirtschaft, die schon aus den obigen wenigen Zeilen hervorgeht, entspricht jedoch keineswegs die derzeitige wirtschaftliche Lage dieses Berufsstandes. Infolge der ungenügenden Beachtung und Pflege des Innenmarktes durch den Staat ist allmählich wirtschaftlich gesehen eine erschröckende Verarmung, ja geradezu Proletarisierung vieler Handwerksbetriebe zu verzeichnen. Als letzter Verarbeiter und letzter Verteiler im Produktionsprozeß ist dem Handwerk meist jede Einwirkung auf die Gestaltung der Materialpreise entzogen und bei dem jetzigen Stand des Tarifwesens hat es auch vielfach keinen maßgebenden Einfluß auf die Löhne. Dazu kommen die schlimmen Auswirkungen auf dem Gebiete des Ver-

gebungswesens. Unsommer ist eine weitsehende Ausgleichspolitik notwendig, die sich in ihrem Ziel auf das Gesamtwohl der deutschen Volkswirtschaft richten muß, zumal als neue schwere Belastung jetzt noch die erhöhten Reparationslasten im Normaljahr 1928/29 hinzugekommen sind.

In seiner Stellung zu den übrigen großen Berufsständen befürwortet das Handwerk eine die gegenseitigen Interessen berücksichtigende Ausgleichspolitik. Dies gilt insbesondere in Bezug auf die Landwirtschaft, wo sich eine enge Zusammenarbeit, insbesondere mit dem ländlichen Handwerk, ohne weiteres ergeben sollte.

Zur Verbesserung seiner wirtschaftlichen Lage fordert das Handwerk vor allem wiederholt die Einschränkung der Regiebetriebe bei Reich, Ländern und Gemeinden auf dasjenige Maß, das zur unbedingt notwendigen Versorgung der Bevölkerung mit Gas, Wasser und Elektrizität notwendig ist.

Eine schwere Beeinträchtigung auf dem Absatzmarkt erfährt insbesondere das lachhaltende Handwerk durch die stetig wachsende Konsumereinsparung und die meist von Konzernen ins Leben gerufenen Warenhäuser.

Das Handwerk fordert ferner bei aller Anerkennung der Notwendigkeit, die Inzassen von Gefängnissen zu beschäftigen, doch die Gefängnisarbeit im Interesse des freien Gewerbes auf ein Mindestmaß einzuschränken.

Zur Erleichterung der Lasten auf steuerlichem Gebiet, die das Handwerk vor allem andern schwer bedrücken, erhebt es zur Steuererleichterung nachstehende Forderungen:

Bei der Einkommensteuer die Anerkennung der vereinfachten Buchführung für Handwerker und Gewerbetreibende. Bei den nichtbuchführenden Handwerkern und Gewerbetreibenden sollten nicht so sehr Schätzungen auf Grund einer schematischen Anwendung der Richtlinien für alle Betriebe stattfinden, sondern noch mehr als bisher die individuellen Verhältnisse des einzelnen Steuerpflichtigen eine angemessene Berücksichtigung finden.

Zu der Gewerbesteuer stellt das Handwerk wiederholt fest, daß diese Steuer nicht dem Grundlag der steuerlichen Gerechtigkeit und Gleichmäßigkeit entspricht. Es wäre dringend zu wünschen, daß die der württ. Regierung von den Organisationen des Handwerks unterbreiteten Anträge nunmehr verwirklicht werden.

Wenn man an der Forderung des gleichen Wahlrechts festhält, muß man an der gleichen Zahlpflicht festhalten. Daher fordert das Handwerk die Einführung eines Zuschlagsrechts zur Einkommensteuer und die Aufstellung einer Relation zwischen Einkommen und Gewerbesteuerzuschlägen, um zu verhindern, daß Festbeträge in den Gemeindehaushalten schließlich immer wieder durch Realsteuern gedeckt werden.

In der ungerechtesten aller das Handwerk treffenden Steuern, der Gebäudeentlastungssteuer, von der die Landwirtschaft überhaupt befreit ist, fordert das Handwerk, daß ihr Ertrag ausschließlich für Zwecke des Wohnungsbaus Verwendung findet. Im Zusammenhang damit muß ein Abbau der Wohnungswirtschaft erfolgen, damit das Privatkapital in größerem Umfang als bisher wieder an der Erstellung von Wohnbauten interessiert wird und das Bauhandwerk, das Schlüsselgewerbe für die große Mehrzahl aller Handwerkszweige, Beschäftigungsmöglichkeit hat.

In der Frage des Finanzausgleichs zwischen Reich, Ländern und Gemeinden hat das Handwerk, wie der gewerbliche Mittelstand überhaupt, ein erhebliches Interesse an der baldigen Lösung dieser Frage, insbesondere auch an der auf Grund dieses Gesetzes festgestellten Verteilungsquote des Steueraufkommens, da nach den gemachten Erfahrungen der durch die Ueberweisungen des Reiches nicht zu deckende Teil des Haushaltsplans von den Gemeinden durch die ihnen verbliebenen Realsteuern und zwar in erster Linie durch die Gewerbesteuer gedeckt wird. Der jetzt gültige, sogenannte provisorische Finanzausgleich, der die Länder und Gemeinden zu Kostenträgern des Reiches werden läßt, hat dazu geführt, daß diese drei Stellen die Verantwortung für die heutige Steuerbelastung sich gegenseitig zuschieben und daß unter diesem Spiel mit der Verantwortlichkeit Wirtschaft, Handwerk und Mittelstand die Leidtragenden sind. Das Handwerk verlangt keine Sonderbehandlung in steuerlicher Beziehung, sondern nur einen gerechten Lastenausgleich.

Notwendig ist ferner, die den Gemeinden überwiesenen Lasten aus der Sozialgesetzgebung zu verringern, wie dies neuerdings durch die Uebernahme der Arbeitslosenversicherung auf das Reich geschehen ist.

Im endgültigen Finanzausgleichsgesetz sind sodann Bestimmungen in Bezug auf die Beschränkung der Ausgabenwirtschaft bei den verschiedenen Parlamenten aufzunehmen.

Was den gegenwärtig vorliegenden Entwurf des Steuervereinfachungsgesetzes angeht, so erfüllt er nicht die Hoffnungen, die vom Handwerk auf eine Senkung der Steuerlasten gehegt wurden. Es liegt vielmehr die Befürchtung nahe, daß statt der bezweckten Vereinfachung der Steuererleichterung dieselbe nur noch verwickelter wird und eine weitere Erhöhung der Realsteuern zu erwarten ist. Verlangt werden muß eine durchgreifende Vereinfachung des gesamten Steuerrechts unter gleichzeitiger Minderung der Steuerlasten.

Bei der Einheitsbewertung hat der Reichsfinanzminister die Möglichkeit, aus der Bewertung des Grundvermögens auf Grund des Reichsbewertungsgesetzes nach Belieben höhere Steuerummen aus der Vermögenssteuer herauszuholen, da die Höhe der Bewertungssätze für die zu ermittelnden Grundvermögenswerte in kein Ermessen gestellt ist. So sollen die diesjährigen höheren Bewer-

tungssätze für die bebauten Grundstücke aus den Kreisen des Grundbesitzes ein Mehraufkommen an Vermögensteuer in Höhe von rund 70 Millionen Reichsmark erbringen. Hier kommt noch hinzu, daß durch die Höherbewertung des Grundvermögens zahlreiche Handwerker und Kleingewerbetreibende allein auf Grund der Bewertungsätze zur Aufbringungslast herangezogen werden, da rechnerisch ihr Betriebsvermögen dann die 20.000 Mark-Grenze übersteigt. Für den Mittelstand besteht hier eine große Gefahr und es geht auf keinen Fall an, daß einem Ministerium allein derartige Machtvollkommenheiten überlassen werden.

Auf dem Gebiet der Finanzpolitik muß das Handwerk von Reich, Ländern und Gemeinden verlangen, daß sie in ihrer Finanzpolitik auf die unbedingte Lebensnotwendigkeit des Handwerks soweit wie nur irgend möglich Rücksicht nehmen. Dies liegt in ihrem eigenen Interesse, denn nur ein gesundes Handwerk kann als zuverlässiger Steuerzahler angesehen werden. Die Steuerlasten sind im Vergleich zu Vorkriegszeiten auch bei Berücksichtigung der Geldentwertung und sonstigen durch außenpolitische Bindungen hervorgerufenen Belastungen des deutschen Reiches so hoch, daß die wichtige Kapitalneubildung im Handwerk mit Gewalt unterbunden wird. Die Ausgaben der öffentlichen Hand haben allmählich einen solchen Umfang erreicht, daß entsprechende Gegenmaßnahmen nicht mehr länger ausbleiben können, soll die ganze Wirtschaft und mit ihr das Handwerk nicht ernstlich in Gefahr kommen. Verlangt werden muß auch, daß die Schaffung neuer Gesetze nur da, wo es wirklich notwendig und im Interesse einer gesunden Fortentwicklung des Staats- und Wirtschaftslebens ist, zu einer Steigerung der Ausgaben führen darf. Bei den Parlamenten liegt es, dieser Forderung unbedingt Rechnung zu tragen und mit dem, was das Volk dem Staat geben muß, haushälterisch und mit dem notwendigen Verantwortungsgefühl umzugehen. Gerade im Handwerk und gewerblichen Mittelstand hat man es Eindruck, als ob es daran ziemlich fehle, sonst könnte es einfach nicht möglich sein, daß langwierige Regierungskrisen die rasche und zielbewusste Inangriffnahme derartiger brennender Fragen immer wieder verzögern und schließlich ein Ergebnis dabei herauskommt, das den berechtigten Erwartungen der Wirtschaft bei weitem nicht entspricht.

Die gegenwärtige Ueberspannung der Sozialgesetzgebung muß schließlich auf ein für die Wirtschaft erträgliches Maß zurückgeführt werden. Das Handwerk, die dem Schutze des Arbeitnehmers dient, aber es wendet sich entschieden gegen die Auswüchse, die in der jetzigen Ausdehnung zu Tage treten.

Sowohl das Arbeitslosenversicherungsgesetz wie das Arbeitszeitgesetz haben sich vielfach für das Handwerk nachteilig ausgewirkt. Auf die besonderen Verhältnisse der Kleinbetriebe nimmt man dabei wenig, fast gar keine Rücksicht. Gegen diese Gleichmachelei, die in keinerlei Weise den besonderen Verhältnissen des Handwerks Rechnung trägt und die die Arbeitsverhältnisse in Großindustrie und Handwerk als gleich ansieht, muß sich das Handwerk als eine Unmöglichkeit mit aller Entschiedenheit wenden. Es muß verlangen, daß aus den außerordentlich schädlichen Folgen des Arbeitszeitgesetzes für die handwerkliche Produktion die Lehren für das Arbeitszeitgesetz gezogen werden.

Das Handwerk verlangt Erfüllung seiner Forderung, daß in diesem Arbeitszeitgesetz die besonderen Bedingungen und die eigene Struktur der Handwerkswirtschaft und des Einzelbetriebes gebührend berücksichtigt werden.

Ausnahmebestimmungen für Saisonbetriebe und Landhandwerker sind kaum vorhanden, alle diese Forderungen werden gernüht oder ungenügend beachtet.

Der verlangte und dringend notwendige Schutz gegenüber den großen Schädigungen durch die Schwarzarbeit ist nicht vorgehen.

Betrachtet man noch einmal das Gesagte, so ist festzustellen, daß der in Artikel 164 der Reichsverfassung dem Handwerk versprochene Schutz nicht gewährt wird. Hoffentlich wird die Einrichtung eines Handwerkerreferats bei der württ. Staatsregierung bald verwirklicht.

Wie schon die eingangs angeführten Zahlen beweisen, sind mit den handwerklichen Unternehmungen mannigfaltige und bedeutende Interessen verbunden. Sowohl als Produzent wie als Verbraucher ist das Handwerk durch die verschiedensten Beziehungen eng mit den andern Teilen der deutschen Volkswirtschaft verknüpft. Das, was es auch heute noch leistet auf wirtschaftlichem, sozialem, kulturellem Gebiet und nicht weniger im politischen Leben mit dem Ziel einer fortgesetzten Stärkung und Festigung des Staatsbaues, kann und darf nicht unbeachtet bleiben. Vergeßt nicht, daß es heute noch vielfach, nicht ohne nachteilige Folgen für das Ganze, die Werte in Rechnung zu stellen, welche freischaffende unabhängige Persönlichkeiten im Interesse des Staates zur Entfaltung bringen. Gerade weil in seinem jetzigen Umfang das Handwerk eine große Zahl solcher umfaßt, nimmt es für sich in Anspruch, als ein wichtiges Glied des volkswirtschaftlichen Organismus, als ein lebendiger Faktor des sozialen und politischen Gemeinwesens gewertet zu werden, der aus dem deutschen Volke nicht wegzudenken ist, ohne ihm eine lebensnotwendige Kraft zu rauben. Je mehr selbständige Existenzen ein Volk aufweist, umso gelünder ist seine soziale Schichtung und umso weniger ist es dem Einfluß rasch vorübergehender Strömungen und Stimmungen ausgesetzt. Soll das Handwerk auch künftig seinen unentbehrlichen Platz voll ausfüllen, darf es nicht verkümmern. Möge deshalb die Allgemeinheit sich stets der Tatsache bewußt sein, daß Erhaltung und Freiheit des Handwerks auch die Erhaltung und Freiheit des gesamten Volkes bedeutet.

Entlarvt!

Roman von Otto Elfer.

Copyright by Greiner & Co., Berlin NW 6.
(Nachdruck verboten.)

12. Fortsetzung.

Wenigstens schmeigte sich Erika in Friehens Arm. Doch dieser löste seine Arme, mit denen er sie umschlungen, und sagte leise:

„Geh hinein, Erika — es ist jemand in dem Park... man darf uns nicht zusammen sehen... es ist vielleicht der andere... geh, mein Lieb! Morgen sehen wir uns wieder.“

Noch ein mächtiger Kuß, dann huschte sie davon. „Schließe die Tür,“ flüsterte er ihr noch zu. Da war sie drinnen und machte die Tür zu, den Schlüssel im Schloß umdrehend.

Es war Frieh, als wenn er aus einem hellerleuchteten Zimmer plötzlich in die finstere Nacht versetzt worden sei. Der Mond hatte sich tiefer zum Horizont gesenkt, so daß er hinter den hohen Parkbäumen stand, deren Schatten nun den Platz vor der Veranda völlig verdunkelten.

Nur in der Ferne schimmerte es durch die Zweige wie flüßiges Silber.

Aufatmend froh sich Frieh über Augen und Stirn. Wie leicht und froh war ihm plötzlich um das Herz geworden. Mit welcher froher Hoffnung sah er in die Zukunft, die ihm durch das Dunkel der Gegenwart wie silbernes Mondlicht entgegenstrahlte.

Langsam ging er durch den dunklen Park. Seine flüsternden Lippen: „Erika — meine süße, liebe Erika...“

Da schickte ein kühler Windstoß durch das dunkle Gebüsch und es klang wie spöttisches Aufklappen.

Frieh krugte und sah sich um. Es war ihm, als ob eine dunkle Gestalt über den Weg huschte und in einem Nebenwege verschwand.

9. Kapitel.

Als Frieh am andern Mittag vom Felde heimkam, wohin er schon mit Sonnenaufgang geritten war, fand er einen Brief auf seinem Tische liegen. Er erkannte die Handschrift des Gutsheeren, und rasch, nichts Gutes ahnend, öffnete er den Brief.

Er hatte sich nicht getäuscht, der Brief lautete:

Herrn Frieh Born!

Nach den Vorgängen des gestrigen Abends halte ich es für das Richtige, wenn Sie Ihren Vorfall, Hambach möglichst bald zu verlassen, zur Ausführung bringen.

Ich will mich über Ihre Betragen nicht näher auslassen, muß Ihnen jedoch sagen, daß Sie mein Vertrauen in arger Weise getäuscht haben. Ich habe es freilich gut mit Ihnen gemeint, Sie aber haben meine Warnungen verachtet und sind trotz Ihrer eigenen Weg gegangen.

Ein Zusammenarbeiten oder Zusammenleben ist nicht mehr möglich, Ihr Benehmen schädigt den guten Ruf und die Ehre meines Hauses. Ich ersuche Sie daher, womöglich noch heute Gut Hambach zu verlassen. Inspektor Grupe ist beauftragt, Ihnen das Gehalt des laufenden Vierteljahres auszusahlen. Eine persönliche Verabschiedung Ihrerseits halte ich unter den obwaltenden Umständen für unnötig.

Erich Hambach,
Gutsbesitzer.

Eine Welle starrte Frieh dieses Schreiben verständnislos an. Was hatte er getan, um auf diese verächtliche, beleidigende Weise fortgeschickt zu werden?

Sollte der Gutsheer die nächtliche Begegnung zwischen ihm und Erika bemerkt haben?

Aber dann wäre eine Aussprache doch angemessener gewesen. Jedenfalls bot sie keinen Anlaß, gegen ihn in solch rüchichtsloser Weise zu verfahren. Das war noch niemals die Art des Gutsheeren gewesen; er würde wohl ernst, aber doch nicht verlegend mit Frieh gesprochen und ihn auf die Unmöglichkeit einer Verbindung mit Erika aufmerksam gemacht haben.

Und dennoch war Frieh sich keiner anderen Schuld bewußt! Vielleicht aber kannte Inspektor Grupe die Beweggründe des Gutsheeren, und rasch begab sich Frieh in dessen Wohnung.

Fräulein Grupe trat ihm entgegen und sah ihn hochmütig an, ohne seinen Gruß zu erwidern.

„Sie wollen wohl meinen Vater sprechen,“ sagte sie kühl. „Er befindet sich in seiner Kanzlei.“

Frieh klopfte an, die tiefe Stimme des Inspektors rief: „Herein!“

Als Frieh eintrat, wandte sich Grupe, der vor seinem Schreibtisch saß, langsam um.

„Ich dachte mir wohl, daß Sie es wären,“ sagte er, ohne Frieh zu begrüßen. „Sie kommen, um Ihr Gehalt zu holen — hier ist es. Wollen Sie hier darüber quittieren?“

Er schob Frieh das Geld hin und reichte ihm die Quittung.

Frieh war sprachlos.

„Na, nehmen Sie,“ sagte der Inspektor ungeduldig. „Wenn Sie sich beeilen, können Sie den Zug um 2 Uhr noch erreichen. Mein Wagen soll Sie hinauffahren.“

Da brach Frieh los:

„Derr Inspektor, was ist denn geschehen, daß ich hier wie ein Verbrecher behandelt werde?“

Der Inspektor zuckte mit den Schultern.

„Davon weiß ich nichts,“ entgegnete er. „Sie haben den Wunsch ausgesprochen, das Gut zu verlassen, und Herr Hambach wird wohl seine Gründe haben, Ihrem Wunsch so rasch wie möglich zu willfahren.“

„Aber gerade diese Gründe möchte ich wissen!“

„Wollen Sie sie wirklich wissen?“ sprach Grupe, erhob sich und stand Frieh in drohender Haltung gegenüber. „Nun Herr Born, ich bin nicht beauftragt, Ihnen diese Gründe mitzuteilen, ich kann Ihnen nur sagen, daß Herr Hambach Ihre leberliche Lebensweise nicht zulaßt. Ein junger Mann, der sich im Wirtshaus mit unrühmlichen Personen umhertreibt, das mit Abenteuer spielt, und sich mit der ganzen lauberen Gesellschaft prügelt — ein solcher Mensch paßt nicht auf Gut Hambach und paßt auch nicht in ein ehrbares Inspektorshaus. So — nun wissen Sie die Gründe, und damit basta. Hier ist Ihr Geld.“

Er reichte Frieh das Geld, das dieser hastig zurückstieß. „Sind Sie verärgert geworden?“ schrie der Inspektor. „Rast möchte ich es annehmen,“ entgegnete Frieh mit vor Horn und Erregung bebender Stimme. „Alles, was Sie da sagen und mir zum Vorwurf machen, sind heillosen Lügen. Ich bin mit keiner Schuld bewußt.“

Der Inspektor lachte kurz auf.

„Sie mögen ja an Ihrer Aufführung nichts Unbassendes finden,“ sagte er ironisch. „Anderer Leute sind eben anderer Meinung. Oder wollen Sie leugnen, daß Sie gestern Abend im „Weißen Hof“ waren?“

„Nein —“

„Ober daß dort Champagner getrunken und Hazard gespielt und schließlich geprügelt wurde?“

„Nein — aber —“

„Nun, das genügt. Ich habe keine Lust, mich auf weitere Auseinandersetzungen einzulassen; seien Sie froh, daß die saubere Geschichte nicht der Behörde zu Ohren gekommen ist, und haben Sie sich nicht noch so großspurig über Ihr Geld...“

„Ich brauche Ihr Geld nicht!“

„Wie Sie wollen. Aber dann muß ich Sie ersuchen, meine Kanzlei zu verlassen.“

Frieh Born wollte aufbegehren.

„Na, na, nur immer ruhig Blut, junger Mann,“ sagte der Inspektor und zog sich nach der Ecke zurück, wo sein berber Knotenstock stand. „Sie sind ein entlassener Beamter und haben in meiner Kanzlei nichts mehr zu suchen. Alles andere machen Sie gefälligst mit dem Gutsheeren ab.“

„Das werde ich auch!“ rief Frieh und stürzte zur Tür hinaus. Der Inspektor sah ihn über den Hof gerademwegs auf das Herrenhaus zugehen.

„Schade ist um den Burschen doch,“ murmelte er. „Ein jeder macht wohl einen dummen Streich — aber diese Wirtshaus im „Weißen Hof“ konnte wirklich nicht so weiter gehen.“

Dann begab er sich in das Wohnzimmer, wo die Suppe schon auf dem Tische dampfte.

Frieh traf in der Vorhalle des Herrenhauses den Diener.

„Melden Sie mich bei Herrn Hambach,“ sagte er. Der Diener zuckte die Achseln.

„Bedauere, Herr Hambach ist nicht daheim.“

„Wo ist er?“

„Derr Hambach ist heute früh fortgefahren und kommt erst heute Abend wieder.“

„So melden Sie mich der gnädigen Frau.“

**Die schönsten Kleider
zu billigsten Preisen
bei
KRÜGER & WOLFF, Pforzheim**

„Die gnädige Frau empfängt nicht.“

„Melden Sie mich immerhin...“

„Tut mir leid — ich darf nicht.“

„Und das gnädige Fräulein?“

„Das gnädige Fräulein ist krank und hat ihr Zimmer noch nicht verlassen.“

Frieh sah das Rüglose seiner Bemühungen ein. Der Diener sah ihn mit einem solch frechen, höhnischen Gesicht an, daß ihm die Schamröte in die Wangen stieg.

Was stand er noch hier wie ein zudringlicher Bettler, der sich nicht abweisen lassen wollte?

Er drehte sich um und entfernte sich, ohne den Diener noch eines Wortes zu würdigen.

Als er die Treppe zu seinem Zimmer hinaufschritt, trat ihm zu seinem größten Erstaunen Stanislaus Protowski entgegen, der eben aus Friehens Zimmer kam, und mit einem Male war Frieh klar, von wem die elenden Verleumdungen ausgingen. Niemand anders als Protowski hatte dem Gutsheeren von den Vorfällen des gestrigen Abends Mitteilung gemacht und sie in solcher Weise zu Friehens Ungunsten entstellte!

War Protowski nicht noch in der Nacht mit dem Fremden zusammengetroffen?

Beobachtend vor ihm fragte Frieh ihn:

„Was haben Sie in meinem Zimmer zu suchen, Herr von Protowski?“

Dieser zeigte ein sehr verlegenes Wesen und wollte sich an Frieh vorbeischieben, indem er murmelte:

„Entschuldigen Sie...“

Doch Frieh hielt ihn zurück und nötigte ihn, wieder in seine Stube zu treten.

„Ich will wissen, was Sie hier gemacht haben, Herr von Protowski,“ sagte er drohend. „Wir standen sonst nicht auf Besuchsfuß und ich versehe mich von Ihnen nichts Gutes.“

„Aber Herr Born,“ entgegnete Stanislaus mit einem bösen Lächeln, „wie können Sie mir so entgegentreten? — Ich hörte, daß Sie Gut Hambach verlassen würden, und wollte Ihnen Adieu sagen...“

„Das ist nicht wahr! — Dazu sind Sie nicht hergekommen — oder wollten Sie sich an Ihrem Triumph weiden?“

„Meinem Triumph?“

„Ja — denn nur Ihnen habe ich es zu verdanken, daß ich auf diese Weise Hambach verlassen muß...“

„Herr Born —“

„Schweigen Sie! Oder ich stehe für mich nicht ein...“ Unwillkürlich hatte Frieh eine auf dem Tisch liegende Reitpeitsche ergriffen, die er zitternd vor Erregung mit beiden Händen zu einem Halbkreis zusammenbog.

Stanislaus wich einige Schritte zurück, und sein Gesicht bedeckte eine fahle, gelbliche Blässe, seine ganze im Grunde feige Natur zeigte sich.

„Antworten Sie,“ fuhr Frieh energisch fort, „haben Sie Herrn Hambach mitgeteilt, was sich gestern Abend im „Weißen Hof“ zugegetragen hat?“

„Ja — aber —“

„Haben Sie ihm gesagt, daß ich zugegen gewesen bin?“

„Ja — aber...“

„Haben Sie ihm gesagt, daß ich mich am Spiel beteiligt hätte?“

„Ich weiß nicht...“

„Antworten Sie! — Haben Sie es ihm gesagt?“

„Ich habe nur gesagt, was man mir erzählt hat...“

„Was Ihnen dieser fremde Schurke Sommer erzählt hat?“

„Ja — allerdings —“

„Und ohne zu prüfen, ob es wahr ist... Herr, wissen Sie, wie man einen solchen Menschen nennt?“

„Derr Born, ich bitte...“

„Einen elenden Verleumder nennt man einen solchen Menschen, der die Lügen anderer Leute weiterverbreitet, um sie zu seinem eigenen Zwecke auszunutzen! Haben Sie mich verstanden? Sie — Sie sind ein solcher elender Verleumder, ein solcher Lügner, den ich Lust hätte, mit dieser Reitpeitsche zu züchtigen.“

Protowski wich noch weiter zurück. Er zitterte an allen Gliedern.

„Fürchten Sie nichts,“ fuhr Frieh, verächtlich lächelnd, fort, „ich werde mich an Ihnen nicht vergreifen. Wenn Sie ein Fünkchen Ehre im Leibe haben, dann wissen Sie, was Sie zu tun haben. Aber merken Sie sich, Herr von Protowski, das eine: Ich werde ein wachsameres Auge auf Sie haben. Wenn Sie Ihre Intrigen auf eine andere Person ausdehnen, oder um deutlich zu sprechen, wenn Sie Fräulein Erika nicht in Ruhe lassen, wenn Sie die junge Dame weiterhin mit Ihren nichtswürdigen Plänen zu umgarnen versuchen, wenn Sie die junge Dame ferner mit Ihren Aufmerksamkeiten, die die junge Dame angstimen und quälen, verfolgen, dann werde ich Ihr elendes Spiel aufdecken, und dann, mein Herr Stanislaus von Protowski, könnten Sie noch einmal diese Reitpeitsche zu kosten bekommen.“

„Herr Born, diese Sprache...“ versuchte Protowski aufzubegreifen.

„Wenn sie Ihnen nicht paßt, stehe ich zur Verfügung — wann und wo Sie wollen. Ich vertrete meine Worte gegen jedermann und nehme nichts von Ihnen zurück. Und nun, Herr Stanislaus von Protowski, verlassen Sie mein Zimmer.“

Frieh Born wies mit der Reitpeitsche nach der Tür, und sein Gesicht hatte einen so finsternen, drohenden Ausdruck angenommen, daß Protowski es vorzog, sich schweigend zu entfernen, ohne sich in weitere Auseinandersetzungen einzulassen. Aber als die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte, da verzerrte sich sein blaßes Gesicht zu einer Maske der Wut und der Rache. Mit geballter Faust drohte er gegen das Zimmer Borns und zwischen den Bahnen stieß er zischend hervor:

„Das werde ich dir gedenken, du Narr! — An diese Stunde sollst du noch oftmals denken...“ und rasch eilte er die Treppe hinab.

Frieh atmete auf, als Protowski das Zimmer verlassen hatte. Jetzt war ihm leichter geworden und er konnte schon wieder lachen über die Feigheit und Furcht Protowskys.

„Ich hoffe, er wird an meine Warnung denken,“ sprach er zu sich, „und Erika zurückerlassen lassen. Ich werde ihr schreiben — sie wird mir glauben, wenn ich ihr sage, daß ich das Opfer einer elenden Verleumdung geworden bin. Mich dem Gutsheeren gegenüber zu verteidigen, dazu bin ich denn doch zu stolz. Wir werden uns später wiedersehen und ich kann es der Zeit überlassen, mich zu rechtfertigen... aber Erika soll alles wissen. Ihr bin ich die Aufklärung schuldig...“

Und er setzte sich an seinen Schreibtisch, um an Erika einen langen Brief zu schreiben.

10. Kapitel.

Die Gutsheerin zeigte seit einigen Tagen eine merkwürdige Verstimmung und Unruhe. Sie durchsuchte ihr Schlafzimmer, ihre Toilette, das Wohnzimmer und den Salon, um, wenn sie damit fertig war, von vorn anzufangen. Verwundert sah ihr Mann ihr zu und fragte sie einige Male, was sie denn habe, erhielt aber nur die kurze Antwort:

„Oh, nichts, ich suche nur eine Kleinigkeit, die ich verlegt haben muß.“

Der Gutsheer dachte nicht weiter darüber nach, er war jetzt mit der im vollen Gange befindlichen Ernte beschäftigt, war nur auf den Feldern draußen und kehrte des Abends ermüdet heim, um sich bald in seine Zimmer zurückzuziehen.

Dafür leistete dann Stanislaus der Gutsheerin Gesellschaft, und da auch Erika sich jetzt öfter ruhig zurückzog, war die Gutsheerin und ihr junger Schilling oft allein.

So auch heute Abend, nach einem schwülen Sommertage, während sich nach Sonnenaufgang schwarze Wolken am westlichen Himmel aufstürmten, die für die Nacht mit einem schweren Gewitter drohten. Schon jauchte der nahende Sturm mit heftigen Windstößen durch die Kronen der Bäume im Park und wirbelte die wellen Blätter empor, die, von der heißen Augustsonne verengt, von den Bäumen sich losgelöst hatten und die Wege und Rasenflächen bedeckten.

Die Gutsheerin und Stanislaus saßen auf der Veranda. Das Gedröhre war verstummt, Stanislaus rauchte eine Zigarette nach der andern und sah nachdenklich zu dem am Monde vorüberziehenden Wolkenempor, die so gespensterhaft vor dem nahenden Sturm dahneilten, als befänden sie sich auf wahnwitziger Flucht. Die Gutsheerin, ein Tuch fest um die Schultern gezogen, saß in einem tiefen Korbsessel, in sich zusammengesunken, auf der Stirn finstere Falten, die Augen starr auf die in der Ferne aufzudehenden Blitze gerichtet.

Als der Donner näher und stärker rollte, erhob sie sich und sagte:

„Lassen Sie uns hineingehen, Stanislaus — Sie sind gewiß auch ermüdet von der Arbeit auf dem Felde und sehnen sich nach Ruhe.“

„Durchaus nicht, gnädigste Frau,“ beteuerte Stanislaus. „Sie wissen ja, daß ich eigentlich erst am Abend zu leben beginne, wenn ich in traulichen Gespräch bei Ihnen weilen darf. Ich bin in der Großstadt aufgewachsen, da gewöhnt man sich an das lange Aufbleiben.“

„Das ist wohl wahr. So bleiben Sie noch, ich möchte auch bei dem Gewitter nicht allein bleiben, mein Mann schläft schon und läßt sich nicht gern hören, und Erika ist so seltsam die letzte Zeit geworden...“ Seiten Sie aufrichtig, Stanislaus! Hat es zwischen Ihnen etwas gegeben?“

„Ich wüßte nicht...“

„Sie wissen, daß ich es gern sehen würde, wenn Sie Erika's Liebe gewinnen könnten...“

„Oh, meine teure gnädige Frau, wie gütig sind Sie!“ rief Stanislaus und lächelte ihr die Hand.

„Sie erinnern mich so sehr an Ihren Vater, der einst — doch das gehört nicht hierher. — Da fängt es an zu regnen, kommen Sie in das Zimmer.“

Neuaufnahmen
Am 22. April ab 11. Uhr in die Klasse
Prospekte kostenlos.
Die Schulleitung der Stuttgarter Kaufm. Fachschule
E. Zepf'sches Institut Stuttgart, Weihe 103/104, Postfach 33
Sonderkurse für freie Vorträge und Reduziert
Schülerheim, Wersb. 65 - Leitung: Frau Prof. Hoflich